Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 117. Bromberg, den 22. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(18. Fortsetzung.)

13.

Wieviel Nachdenken war nötig, ehe sich Andy am nächsten Abend in dem Prince of Wales Hotel befand, wo ihn Tonio in Ergebenheit erwartete, und mit Tonio zugleich die stählerne Kassette, eine lateinische Bibel, ein lateinisches Wörterbuch und eine Schreibmaschine. Die Reisevorbereitungen waren voll aufregender Schwierigkeiten gewesen. Das Netz eines dreißigjährigen, gemeinsamen Alltagslebens zwischen Sir Hermann und Bronson hatte geschickt durchbrochen werden müssen. Bronson war gewohnt, das Ziel der Reisen zu kennen, die Karten zu lösen, an die Hotels zu telegraphieren und als vollkommener Diener auch hier seine Pflicht zu erfüllen. Andys Hauptgedanke war, von Bronson loszukommen, für eine Weile aus Bronsons Gesichtskreis zu verschwinden und jedenfalls zu verhindern, daß ihn der schreckliche Grieche heimsuche. Auch hatte er wahrgenommen, daß selbst Bronsons gute Nerven unter dem Druck der fortdauernden Lügen zu leiden begonnen hatten. Dann war noch der Chauffeur da, ein unerträglicher, wenn auch argloser beständiger Beobachter seiner Handlungen. Es ging ganz leicht, Bronson zu veranlassen, daß er alles für vierzehn Tage Nötige packte und das Auto bestellte. Damit fuhr man ab, ohne irgend Rücksicht zu nehmen. Sicherlich aber würden Bronson und der Chauffeur ihre Köpfe schütteln und sich aufhalten über das ungewohnte Benehmen ihres Herren, das die ganze letzte Zeit schon überspannt genug war.

Darum erzählte Andy nach einer sorgfältigen Prüfung der Fahrpläne seinem Diener, er und Professor Caffarelli führen in das milde Klima von Torquay, dort wolle er an einem Buch arbeiten. Bronson war sehr stolz auf Sir Hermanns Bücher. Andy ließ das Gepäck in die Aufbewahrungsstelle bringen und lachte erlöst auf. Er ging über die Brücke und den Damm entlang. Es war ein Morgen mit blassem Sonnenschein, ein frischer Ostwind wehte. Andy blieb stehen und sah durch ein Gitter auf die graue, verzauberte Kirche. Dann ging er weiter zur Stadt und frühstückte, ein wenig zeitig, aber ausgezeichnet: Austern, ein gebratenes Rindstück und Porterbier.

Auf dem Waterloo-Bahnhof holte er sein Gepäck wieder, traf Tonio in Euston und fuhr mit ihm nach Southport. Im Hotel verleugnete er seinen Adel und schrieb sich als A. Drake ein. Auf seinen Koffern leuchteten die Buchstaben A. D.

Als sie in das behagliche Wohnzimmer, das Tonio als Sekretär bestellt hatte, geführt wurden, klatschte Andy in die Hände.

Gott sei Dank, nun sind wir aus dem Gefängnis heraus."

Tonio sagte bescheiden: „Für mich ist ein Ort wie der andere. Doch kannst du mir erklären, was wir in dieser fremden, gottverlassenen Stadt wollen?"

„Ich wette um eine Million, daß mich hier kein Mensch kennt. Es ist der Sitz der reichen Manchester- und Liverpoolgeschäftsleute, unter denen ich sicherlich keinen einzigen Bekannten habe. Außerdem soll es hier sonniger sein als irgendwoanders in England."

Nach dem Essen setzte Andy die erbrochene Kassette auf den Tisch, legte das Wörterbuch zurecht und den Brief in Geheimschrift, den er von Chrysolos erhalten hatte. Er nahm noch einen Haufen Schreibpapier, eine Füllfeder und einen Bleistift. Ihm gegenüber saß Tonio mit der Schreibmaschine, geduldig wie einer, den nichts mehr in der Welt überraschen kann. Andy hatte eine unklare Vorstellung davon, daß das Vaterunser am Schluß des fünften Kapitels Matthäi stehen müsse. Er fand es im sechsten.

„Bitte, schreibe mir das ab."

Tonio sah ihn an und zuckte mit den Achseln. „Das ist das Vaterunser . . Warum? Ich kann es auswendig."

„Es kommt auf die Buchstaben an", sagte Andy, „laß zwischen den Zeilen genügend Raum frei."

Tonio begann zu schreiben, und Andy beobachtete die verkrüppelten, doch gewandten Finger bei ihrer Arbeit.

Tonio reichte ihm das Schreibmaschinenblatt. Zitternd schrieb er mit Bleistift nieder, was er sich von Chrysolos' kurzer Erklärung gemerkt hatte:

12345 123456 123 12 12 123456 12345678910111213
Pater noster qui es in coelis sanctificetur
1 2 3 4 5 6 7
12345 1234 12345678 123456 1234 1234 12345678
nomen tuum adveniat regnum tuum fiat voluntas
8 9 10 11 12 13 14
123 12345 12 12345 12 12 12345 12345 1234567
tua sicut in coelo et in terra Panem nostrum
15 16 17 18 19 20 21 22 23
1234567891011 12 12345 12345 12 1234567 12345
quotidianum da nobis hodie et dimitte nobis
24 25 26 27 28 29 30
123456 123456 12345 12 123 12345678910
debita nostra sicut et nos dimittimus
31 32 33 34 35 36
1234567891011 1234567 12 12 123 1234567 12
debitoribus nostris et ne nos inducas in
37 38 39 40 41 42 43
1234567891011 123 123456 123 1 1234 1234
tentationem sed libera nos a malo Amen
44 45 46 47 48 49 50

Das also war der Schlüssel zur Geheimschrift. Es war sonnenklar: der Buchstabe „t" zum Beispiel konnte 3/1 oder 1/12 oder 5/31 sein. Mit den anderen Buchstaben verhielt es sich ähnlich. Er starrte gebannt auf das Blatt Papier. Es standen genau fünfzig Worte darauf. Der Text begann:

„$\frac{6}{10}$ $\frac{3}{58}$ $\frac{1}{13}$ $\frac{5}{21}$ $\frac{3}{14}$ $\frac{19}{40}$."

Er blickte auf. Der sechste Buchstabe im zehnten Wort war i. Der dritte Buchstabe im achtundfünfzigsten Wort? Es waren aber doch überhaupt nur fünfzig Worte. Da war also irgendwo eine Falle. Nach einigem Hin- und Herraten stellte er fest, daß für jede Zahl, die über fünfzig hinausging, eine vorausgestellte Sechs, Sieben, Acht oder

Neun nicht galt, sie war nur zur Täuschung beigefügt. Dieselbe Bedeutung hatten die überflüssigen Zahlen im Zähler.

„Tonio", rief er erregt, „ich habe es heraus, schreib es auf", und so entzifferte er in größter Erregung den ganzen Brief.

„Im Fall Sie durch Krankheit verhindert sind, den Zahlungen nachzukommen, muß ich auf die versprochene Möglichkeit zurückgreifen, daß die Hauptsumme von 20 000 Pfund noch vor Jahresende bezahlt wird. In der Tat scheint dies in Anbetracht Ihres bedenklichen Gesundheitszustandes die einzig annehmbare Lösung. Aus bewußten Gründen Betrag in Barscheck notwendig. Wir haben uns gegenseitig auf unsere Ehre verlassen. Sie können auf meine auch weiter bauen, wenn Sie die Abmachung einhalten, doch spielen Sie falsches Spiel, muß ich mich notgedrungen meiner Waffen bedienen. A. C."

Wo aber A. C., offenbar Andreas Chrysolos sich aufhielt, darüber gab der Brief keinen Aufschluß. Er enthielt nur das Datum und auch kein Wort über das rätselhafte Bankkonto von Lothburry, ebensowenig den Namen, unter dem Sir Hermann dieses Konto eingetragen haben mochte, um aus diesem die heimlichen Forderungen des Herrn Chrysolos zu befriedigen.

Tonio, der den Wortlaut des Briefes aus Andys Bemerkungen zusammengestellt hatte, las die Zeilen laut vor und reichte ihm danach das Blatt.

„Das ist Erpressung, Andy", sagte er.

„Unverschämt", sagte Andy.

„Aber warum glaubt er . . . A. C., daß du sterben könntest?"

„Ich wäre doch in Chikago fast gestorben, nicht wahr, und ohne dich wäre ich heute nicht am Leben. All dies", er zeigte auf die Kassette, „ist mein Erbteil, mein Erbteil von meinem Bruder, meinem Zwillingsbruder. Einst war ich nur Andy Drake, der Schmierenschauspieler . . . jetzt bin ich Sir Andermann Drake, der Titel ist erblich, und alle die verfluchten Papiere gehören meinem verstorbenen Bruder. Deshalb war mir so viel daran gelegen, die Kassette zu öffnen."

„Aber warum, denn das verstehe ich nicht", meinte Tonio in seiner ruhigen Art, „ist der Brief an dich gerichtet und trägt die Aufschrift Sir Hermann Drake?"

„Das ist mein jetziger Name."

„Aber es ist doch nicht deiner."

„Gewiß nicht, man will mich erpressen an meines Bruders statt. Ist es dir jetzt klar?" fragte Andy scharf.

„Laß uns nun das andere entziffern."

„Ich bekomme keinen Sinn hinein", sagte Tonio nach langem Nachdenken.

„Ich ebensowenig", sagte Andy.

„Soweit ich etwas davon verstehe, scheint es Latein zu sein."

„Ausgeschlossen", sagte Tonio, ich kann ein wenig Latein. Als kleiner Junge sang ich im Kirchenchor."

Tonio reichte die mühselig entzifferten Sätze hinüber, Andy starrte sie so lange an, bis ihm die Augen tränten. In der Entzifferung war sicherlich kein Fehler. Es war also eine ihnen unbekannte Sprache. „Himmelherrgott", rief Andy, „es ich tschechisch, und ich verstehe kein Wort davon Vielleicht du?"

„Wie sollte ich tschechisch können?" sagte Tonio.

„Und dies hier", sagte Andy, ist lateinisch. Und alles, was ich mir vom Lateinischen gemerkt habe, ist so gut wie nichts."

Bis vier Uhr in der Früh waren sie mit der Entzifferung beschäftigt, ohne mehr als dann und wann ein Wort zu verstehen. Es war höchstwahrscheinlich lateinisch. Andy verfiel auf einen Ausweg. Manchester war Universitätsstadt. Er brauchte bloß mit einem jungen Gelehrten dort in Verbindung zu treten. Es gab dort genug Sprachkenner.

Sie fuhren nach Manchester. Sie fanden eine Buchhandlung, wo sie den Jahresbericht der Universität kauften. Andy hatte bereits zwei Namen gewählt und schon zwei Texte in Tonios Schreibmaschinenschrift zurechtgelegt, als ihm einiges daraus plötzlich verständlich erschien.

Er hatte Tonio für den Abend beurlaubt. Er selbst, müde und voll Sorgen, war im Begriff, zu Bett zu gehen, und nur das Feuer im Kamin und der Rest von Whisky in der Flasche hielten ihn zur weiteren Forschung wach.

Mit Bleistift schrieb er die Worte nieder:

„Dic instanter quant . . . vigint mil sat . . . exempl. foederis . . ."

Dies jedenfalls war klar, das bedeutete:

„Sag augenblicklich, wieviel!" Die Worte waren offensichtlich abgekürzt. „Zwanzigtausend Pfund genügen . . . Abschrift des Vertrages . . ."

Andy hatte sein Schuljungenlatein vergessen. Aber „foedus, foederis", Vertrag, exercitus: eine Armee oder tria milia passuum, dreitausend Fuß, waren im Gedächtnis jeden Mannes eingehämmert, der einmal als kleiner Junge mit dem langweiligsten aller Bücher gequält worden ist, mit Cäsars Gallischem Krieg.

Er ging Zeile für Zeile durch und suchte heraus: Italor und Ruman . . . und corpus exercit . . num centrum quat . . . und viele andere vereinzelte und zusammenhängende Wörter, die ihn davon überzeugten, daß ein großes Verbrechen begangen worden war.

Zwanzigtausend Pfund geboten für den Verrat irgendeines rumänischen oder italienischen Abkommens während des Krieges.

Mit zitternden Fingern zerriß er die beiden Briefe, die er Tonio so leichtfertig diktiert hatte, in kleine Stücke. Das Geheimnis dieser Seiten konnte keinem jungen Gelehrten der Universität anvertraut werden. Es mußte für ewige Zeiten verborgen bleiben. Er nahm den Stoß Schriftstücke, das Ergebnis der Arbeit einer Woche, mitsamt dem Geheimschlüssel ins Schlafzimmer und verriegelte tief erschrocken die Tür.

14.

Obwohl Andy sich tagelang bemühte, den Sinn der vielen Schriftstücke zu enträtseln, gelang ihm dies doch nur zum geringsten Teil, und nirgends fand Andy Aufschlüsse über die Adresse und die Person des Andreas Chrysolos oder über den Decknamen, den Sir Hermann auf der Bank in Lothbury verwendet hatte.

Je mehr er sich aber in die Vorlage vertiefte, um so deutlicher hatte er den Eindruck, daß es sich hier um unwürdige und schmachvolle Dinge handle. Entweder war Hermann ein vom Feind bezahlter Spion während des Krieges gewesen oder er hatte nach, vielleicht auch während des Waffenstillstandes die trostlose europäische Wirtschaftslage zu allerlei dunklen Geschäften mißbraucht. Hermanns ursprüngliches Vermögen hatte 20 000 Pfund betragen. Wie konnte man in verhältnismäßig kurzer Zeit 20 000 Pfund in 200 000 Pfund verwandeln? Das Gehalt eines Staatsbeamten reichte dazu gewiß nicht. Es gab nur die zwei Erklärungen für Hermanns plötzlichen Reichtum: entweder er hatte sich in gewagte Geschäfte eingelassen — jeder andere aber als er wäre dazu eher imstande gewesen —, oder er verdankte seinen Reichtum, wie es mit großer Wahrscheinlichkeit aus den geheimnisvollen Blättern hervorging, einer Verräterei, vielleicht sogar einer hochverräterischen Handlung. Hermann hatte sich also mit Werkspionage oder mit militärischer Spionage befaßt. Und Andreas Chrysolos war der Vermittler.

Während dieser Tage suchte sich Andy abzulenken, indem er sich stundenlang von dem geduldigen Tonio in der Taschenspielerei unterweisen ließ.

Plötzlich war Weihnachten da. Aber was bedeutet ihm Weihnachten?

„Das gekünstelte Familiengetue zu Weihnachten macht mich krank", sagte Andy an einem seiner Morgenspaziergänge. „Schon als ich noch ein Junge war, schenkte mir meine Mutter immer gerade das, was ich für den Tod nicht ausstehen konnte."

„Du sprichst", meinte Tonio, „mit der Bitterkeit eines einsamen Menschen. Ich bin auch einsam, aber Gott sei Dank nicht bitter."

Andy lachte. „Du bist ein verkappter Heiliger. Darum liebe ich dich! Wenn du noch mehr zu predigen hast, fahre nur fort!"

„Warum soll man sich nicht an dem Anblick schöner Dinge erfreuen?" sagte der kleine Mann und zeigte mit dem Kopf auf ein Geschäft, das in der Auslage Gegenstände aus Leder, Silber, Gold und Halbedelsteinen aufwies. „Warum willst du deine Augen nicht mit diesen Dingen erfreuen?"

(Fortsetzung folgt.)

Adam war drei Tage in Amerika.

Erlauschtes aus dem Dorfwirtshaus von Peter Prior.

Sie saßen nach dem Gottesdienst zusammen im Dorfwirtshaus, um den großen Tisch. Draußen kam mit strömendem Regen Nahrung in die Acker- und Gartenerde. Und Adam, der Kleinbauernsohn, ein Riese mit derben Fäusten und blauen Kinderaugen unter dem Blondschopf, erzählte:

„Ihr wißt noch, wie ich Euch mitteilte, daß in Newyork mein Onkel starb. Weil er uns nie was schickte, auch nicht, als wir in großer Not waren, nahmen wir, Mutter, Vater und ich, immer an, daß er reich sei, weil meist nur arme Leute einander helfen. Ich musterte also in Bremen auf einem Frachtkasten als Heizer an und fuhr mit nach Newyork. Hundert Mark hatte ich in der Tasche. Die Arbeit machte mir nichts aus. Vier Stunden Kohle schippen, acht Stunden Ruhe, gutes Essen . . . Nach sechzehn Tagen kamen wir nachts im Hafen an. Frühmorgens setzte ich meine Mütze auf, putzte meine Stiefel, steckte die Hände in die Hosentaschen und ging an Land. „Vergiß das Wiederkommen nicht!“ rief mir der Maschinenmaat nach. Weil die Leute oft ausreißen. Kaum stand ich in dem Trubel und Lärm ringsherum, kam ein zerlumpter Mann auf mich zu. „Landsmann!“ sagte er auf platt. „Hast du nicht einen Fünfcent für mich? Habe bannigen Hunger!“ Ich hatte noch kein amerikanisches Geld, ging in eine Wechselstube und wechselte die hundert Mark. Der Landsmann sagte: „Thank you!“ steckte den Fünfcent ein und ging in einen Bäckerladen. Winterhilfswerk, sagte ich mir, denn es begann zu schneien. Und ich las: Christopherstreet. Da sah ich einen Bäckerladen und ging hinein.

Der Bäckermeister war ein Württemberger. Ein feiner Kerl mit einer wunderschönen Frau. „Geh gleich wieder aufs Schiff!“ sagte er, als er den Kaffee und den Streuselkuchen brachte. Ich erzählte ihm von dem toten Onkel, und er suchte mit mir die Straße, in der dessen Wohnung lag, natürlich auf der Karte. Und unterwies mich, wie ich hinkommen könne.

Ich ging auf die Straße. Da standen hundert oder mehr Leute vor einem Hause. Ich fragte einen Mann, der wieder Deutscher war, was denn los sei. „Hier gibt's Arbeit für einen Tischler!“ antwortete er, „hast du keinen Priem für mich?“ Und als ich meine Priemdose zog, da kamen sie alle und wollten Priem. Ich mußte drei Stangen holen. Na, dachte ich mir, 's ist eben Winterhilfswerk. Und steuerte mit meinem Zettel in der Hand, auf den mir der Bäcker den Weg aufgezeichnet hatte, der Wohnung des toten Onkels zu. Nach einer Stunde war ich angelangt. Kleines Haus, dreckige Fenster, mistige Gegend an einem breiten Fluß. „Ja!“ sagte ein langer Mensch, der Holz hackte, als ich ihn nach dem Onkel fragte. „Der ist tot. Sie wollen wohl die zwei Monate Miete bezahlen, die er mir schuldig ist?“ Miel fiel der Priem aus dem Munde. Aber der Mann, wiederum ein Deutscher, erzählte weiter: Der Onkel Sam Jansen sei stets arm gewesen wie eine Kirchenmaus und sei im Rausch erfroren. Ich lud den Mann ein, mit mir ein Bier zu trinken und alles genau zu erzählen. Aber er antwortete, daß er kein Geld habe. Und da mußte ich das Bier für ihn mitbezahlen. Winterhilfswerk an noch einem Deutschen, dachte ich mir und mußte lachen, ob ich wollte oder nicht.

Aber der Mann erzählte mir weiter, daß der Wirt, bei dem wir einkehrten, alle Nacht oft mehr als ein Dutzend Obdachlose, meistens Deutsche, in seinem durchheizten Lokal — selbstverständlich nur auf dem Fußboden — übernachten lasse und ihnen noch abends Suppe gebe. Winterhilfswerk, dachte ich mir. Und da in einer dunklen Ecke einige jämmerliche Gestalten saßen, denen der Hunger aus den Augen und die Zehe aus den Stiefeln guckten, ließ ich Brot und Wurst holen!

Ich wanderte dann wieder nach der Stadt hinein zu, bummelte durch die Straßen, beguckte mir die riesigen Häuser, aß Mittag — der Kneiper war wieder ein Deutscher — und machte mich zum Übernachten fertig. Wollte noch nicht aufs Schiff. Fragte einen dicken Kerl, wo Nachtquartier wäre. Und es war wieder ein Deutscher. Ein Bayer! „Bleibst bei mir!“ sagte er. Sah nicht aus wie ein Räuber, ganz ehrlich, und war es auch. War Bierbrauer und wohnte gleich am Hafen, vier Treppen hoch. Hatte neun Kinder, seine Frau und ihre Mutter zu ernähren. Und keine Arbeit! Er dachte nun zuerst, ich hätte auch keine Arbeit und kein Geld zum Pennen. Und wollte mich umsonst schlafen lassen, weil es nachts kalt war. Ich ließ wieder Wurst und Brot holen, und die Frau kochte Klöße. Der Mann holte eine Stunde weit bayerisches Bier daher, Würzburger glaube ich, und wir aßen und tranken alle, ich, der Mann, die Kinder und die Frauen, und sangen deutsche Lieder. Der Mann holte nochmals Bier und Kaffee. So hatten schließlich alle Erwachsenen einen Rausch und die Kinder braune Mäuler von der Schokolade. — Winterhilfswerk! dachte ich und ging früh fort . . .

Am nächsten Tag stromerte ich wieder herum, dahin und dorthin. Aber ich sah nicht die schönen, großen Läden, sondern nur das Elend. Schlängelte mich da und dort an Landsleute heran, gab Essen aus und Zigaretten. Traf auch einen Kerl, der m i r ein Mittagessen bezahlen wollte! Er dachte, ich sei arbeitslos. Und als am zweiten Tage abends meine hundert Mark alle waren . . .“

„Alle hundert Mark!“ staunte Willem, der Sohn des Dorfschulzen.

„Hundert Mark sind nicht viele Dollar!“ antwortete unwirsch Adam und fuhr fort: „Einmal mußte ich einem Rheinländer eine Buxe kaufen, weil er Arbeit bekommen hatte. Die kostete allein sechs Dollar. Er will sie aber zurückzahlen . . .“

Und dann erzählte Adam noch, daß er auf sein Schiff zurückgekehrt sei und zwei Dollar Vorschuß habe nehmen müssen, weil er Tabak und eine neue Pfeife brauchte. Und ohne einen Pfennig Geld sei er wieder daheim angekommen.

Es regnete noch immer, als sie alle vom Tisch aufstanden und heimgingen. Adam nach dem väterlichen Hause, die anderen nach rechts und links. Der Wirt gab dem Adam zwar einen Wink, daß er seine zwei Glas Bier nicht zu bezahlen brauche. Aber Adam hatte das Geld schon auf den Tisch gelegt . . .

Allerlei Witze der Geographie.

Von Walter Röhr.

Nein, man kann wahrlich nicht behaupten, daß die Geographie eine trockene Wissenschaft sei. Wenn man den Atlas einmal sozusagen mit der Lupe untersucht, dann findet man innerhalb der deutschen Reichsgrenzen mancherlei, was einem ein Schmunzeln ablocken kann. Und nicht nur Schmunzeln! Sogar das Gruseln könnte man lernen. Beweis: Zwei Ortschaften namens Grauen liegen in der Provinz Hannover, beide im Regierungsbezirk Lüneburg. Und wenn man in den oldenburgischen Landesteil Birkenfeld reist, kann man sogar in ein Dorf A b e n t h e u e r geraten.

Freude ist etwas Schönes. F r e u d e ist aber auch ein Dorf in der Grenzmark. Keine Freude aber empfindet man bei manchen anderen Namen. S c h u l d heißt ein Ort im Rheinland, L ü g e nennt sich einer in der Provinz Sachsen, und F a l s c h e i d sogar ist der Name eines Dorfes im Saargebiet.

Man braucht aber deshalb die Hoffnung nicht sinken zu lassen, es muß doch wieder Frühling werden. F r ü h l i n g — —, ja, so heißt ein bayerisches Dorf, und zur Bekräftigung dessen nennt sich ein Dorf in Mecklenburg L e n z. Nein, so völlig friedlos ist sie nicht. die Welt, wenn auch ein Dorf in der Provinz Hessen-Nassau F r i e d l o s heißt. Die Welt ist auch nicht so lieblos, wie das gleichfalls hessen-nassauische Dorf L i e b l o s glaubhaft machen möchte. Wäre sie es, wie könnte dann ein brandenburgischer Ort zu dem die Liebe krönenden Namen H o c h z e i t kommen?

Es wächst auch allerhand auf deutscher Erde. R o g g e n heißen zwei Dörfer in Ostpreußen, W e i z e n gedeiht als Dorf in Baden, und E r b s e n sind in der Provinz Hannover als Ortschaft anzutreffen. Datteln nennt sich ein westfälisches Dorf, und in Bayern tragen zwei Dörfer den Namen B i r n b a u m, während es in Schlesien nur ein B i r n b ä u m e l gibt. Am Rhein gibt es natürlich F i s c h, und deshalb heißt dort ein Dorf auch so. Man kann Fisch in Essig kochen, und dieser E s s i g liegt gleichfalls als Dorf am Rhein, und sollte der Fisch Durst machen, dann fährt man schleunigst ins Badische, denn dort trägt ein Dorf den verlockenden Namen B i e r b r o n n e n.

Es liegt auch sonst noch mancherlei, was nach Essen schmeckt — nicht nur die Stadt Essen! — auf der deutschen Landkarte. Man hat die Auswahl zwischen Wassersuppe in Brandenburg, Fettehenne im Rheinland und Brennschinken in Bayern.

Weniger bezaubernd klingen da andere Namen. Hundeluft nennt sich ein Dorf in Anhalt, Krätze eins in der Provinz Hannover, Klein Mist eins in Mecklenburg und Abdeckerei schließlich eins in der Oberpfalz. Gemein ist das aber doch nicht, denn Gemein ist ein Dorf in Oberfranken — — —

Ist Ochsensaal ein Witzwort? Keineswegs, ebensowenig wie Eberstall. Eberstall heißen zwei bayerische Dörfer, Ochsensaal ein sächsisches, und Witzwort — da gibt es nichts zu lachen! —, ist ein Ort in Schleswig-Holstein.

Nach diesen Erfahrungen möchte man vielleicht den Versuch unternehmen, einen ganzen Menschen aus deutschen Ortsnamen zusammenzustellen, aber das ist leider nicht möglich. An inneren Organen gibt es nur die Milz, so heißt ein Dorf in Thüringen. Äußere Organe sind auch nur sehr mangelhaft vorhanden, lediglich ein Hals und zwei Hände, denn Hals ist der Name eines Dorfes in Niederbayern, und Hand heißen zwei Dörfer in der Rheinprovinz. Bekleiden könnte man dafür einen Menschen schon. Man zieht ihm eine Lederhose an, ein thüringisches Dorf heißt so, gibt ihm ein Weste, so nennt sich ein Ort in Hannover, und umhüllt ihn mit einem Mantel, den man als Dorf in Bayern gefunden hat. Und wenn dies alles dem Menschen nicht genügt, nun, dann muß man ihm Kattun geben — —, und Kattun, das ist ein Dorf in der Grenzmark.

Daß ein Dorf „an der Chaussee" liegt, ist kaum als etwas Besonderes anzusprechen; trotzdem trägt ein Dorf in Schleswig-Holstein ausdrücklich diesen Namen. In Ostpreußen dagegen betont man die Tatsache, daß ein Dorf an einer Straßenkrümmung liegt, mit der orthographisch nicht ganz einwandfreien Bezeichnung „An der Kurve". In Westfalen hat man an einer Stelle zwar nicht auf Sand, aber doch immerhin auf Schnee gebaut, wenigstens heißt dort ein Ort „Auf dem Schnee". Und ein anderes westfälisches Dorf ist sozusagen auf Lyrik gegründet: „Auf dem Posten"!

Wollte man verschiedene deutsche Länder ziffernmäßig ordnen, dann steht Bayern an unterster Stelle, denn es beherbergt nur ein Drittel in seinen Grenzen. Schleswig-Holstein hat immerhin schon Drei, wie ein Dorfname kundtut, und Sachsen führt mit Dorf Dreißig bei weitem.

Ja, so etwas liegt alles auf der deutschen Landkarte, und nur wenige wissen es. Wobei auch noch gesagt werden muß: Wissen —, was ist das? Nun, Wissen, das ist ein Dorf im Kreise Geldern der Rheinprovinz — — —

Fehlurteil in Kigoma.

Heitere Skizze von **Konrad Seiffert**.

Ibrahim hat zwei Frauen. Zuerst ist es nur eine Bwischascha. Ibrahim lernt Bwischascha „unterwegs", im Barra (Busch), kennen. Und dann nimmt er sie zu sich, als Ehegattin. Ibrahim ist ziemlich lange unterwegs. Bwischascha begleitet ihn und hat keine Gelegenheit, sich zur eleganten Bibi zu entwickeln. Sie weiß, daß dies notwendig ist. Sie weiß, daß nur die elegante Bibi das Herz des Mannes auf die Dauer zu erfreuen vermag, nicht aber ein Burra-Mädchen. Und Bwischascha bleibt, zu ihrem Schmerz, ein Barra-Mädchen, eine Wilde. Ibrahim kauft ihr zwar bei einem der indischen Händler einen bunten Kanga, ein Stück Kattun, aber das ist auch alles. Immerhin bleibt das Verhältnis gut, solange Ibrahim mit ihr unterwegs ist.

Dann aber kommt Ibrahim mit seiner jungen Frau aus dem Busch nach Kigoma. Er bleibt in der Stadt. In Kigoma, das muß man wissen, wimmelt es von eleganten Bibis, die das Herz der Männer erfreuen. Auch Ibrahims Herz freut sich. Und er nimmt die schöne, tatkräftige und zungengewandte Amaromba zur Frau, zur zweiten Frau.

Ein Mann kann zwei Frauen haben. Und alles geht gut, wenn er geschickt ist. Ibrahim jedoch ist ziemlich ungeschickt.

Amaromba zeigt sich nicht nur hübsch und tatkräftig, sie h[illegible] nicht allein den Mund auf dem richtigen Fleck; sie weiß vor allem, daß sich Ibrahims Herz an ihr mehr erfreut als an der kleinen, gar nicht eleganten Bwischascha. Sie läßt sich das Haar wahrhaft phantastisch frisieren und hat in ihren Ohrmuscheln die schönsten, glänzendsten, buntesten Papierscheiben, Papierrollen und andere Dinge, die eine elegante Bibi eben in den Ohrmuscheln haben muß.

Bwischascha sieht mit Andacht zu der herrlichen Bibi ihres Mannes empor. Sie möchte auch solch eine Bibi werden. Aber Amaromba gibt das nicht zu. Sie erhebt Einspruch. Mit Erfolg. Und Bwischascha soll für immer ein Mädchen aus dem Barra bleiben. Amaromba drückt Bwischascha in die Ecke. Und dann geht sie noch weiter; sie will ganz allein herrschen in der Hütte Ibrahims, sie verlangt, daß sich Ibrahim von dem Barra-Mädchen trennt.

Ibrahim jedoch will Bwischascha nicht wegjagen. Denn tut er das, dann muß er ihr die Entschädigung auszahlen. Er ist zwar nicht geizig, aber er hält seine Sachen zusammen und scheut überflüssige Ausgaben. Also bleibt Bwischascha bei ihm.

Amaromba beschimpft Bwischascha. Sie macht Ibrahims erste Frau lächerlich in den Augen ihres Mannes und in den Augen der vielen eleganten Bibis, die sich in Kigoma aufhalten. Bwischascha ist zuerst wehrlos und still. Aber dann beginnt auch sie zu schimpfen und auf ihre Rechte zu pochen, auf ihre älteren Rechte. Dieses Pochen artet, es kann ja nicht anders sein ,in eine Schlägerei aus. Es bleibt nicht bei einer Schlägerei. Und bald gehört es zum Tagewerk der beiden Frauen, sich in oder vor der Hütte Ibrahims zu zanken und zu schlagen. Zum Genuß der Zuschauer.

Ibrahim sieht das und drückt sich. Was soll er tun? Soll er sich da einmischen? — Er soll es nicht. Denn wenn er sich einmischt, dann muß er sich entscheiden. Das ist ihm ganz klar. Und wenn er sich entscheidet, dann muß er die Frau, die seine Hütte verläßt, entschädigen. Und das will er nicht.

Bwischascha sieht inzwischen ein, daß sie sich auf die Dauer der mächtigen und schönen Amaromba und ihrem großen Anhang gegenüber nicht behaupten kann. Sie will weg von Ibrahim. Sie will durchaus eine Bibi werden mit wohlfrisiertem Kopf und mit allem andern Zubehör. Und wenn sie eine Bibi geworden ist, dann findet sich leicht ein anderer Mann, der sie heiratet, sie weiß das genau.

Sie kommt und klagt auf Herausgabe des gemeinsamen Eigentums oder auf Zahlung einer anständigen Entschädigung. Und du sollst ein weiser und gerechter Richter sein. Der Fall liegt nicht ganz klar. Ibrahim fühlt sich unschuldig. Aber in Wirklichkeit ist er der einzig Schuldige in dieser Sache. Du sagst ihm das. Aber er versteht dich nicht. Und du sollst Rücksicht nehmen auf die Anschauungen dieser großen Kinder. Du willst Rücksicht nehmen. Aber du kannst nicht zugeben, daß die kleine, schmalhüftige und gar nicht so häßliche Bwischascha an die Luft gesetzt wird. Ein „Vergleich"? Das versteht erst recht niemand. Also soll Ibrahim zahlen — —

„Warum soll ich zahlen, bana?" sagt er. „Sie will ja weg von mir. Ich will sie behalten. Warum verträgt sie sich nicht mit Amaromba? Ich vertrage mich doch mit ihr!" Dabei ist ihm aber nicht ganz wohl, und seine großen Kinderaugen schauen dich ein wenig ängstlich an.

Da du die Vorgeschichte dieses Falls und die Leidensgeschichte der kleinen Bwischascha kennst, machst du eine abweisende Handbewegung, und Ibrahim knickt etwas zusammen. Er muß zahlen. Er zahlt einen neuen bunten Kanga, einen Gürtel mit einem glitzernden Schloß aus Blech, einen blauen Emaillekochtopf und zwei bunte Porzellanteller mit Blumenranken und Blättergirlanden.

Bwischascha trillert und rollt erfreut die Augäpfel hin und her. Die elegante Amaromba schimpft vorsichtig und nicht allzu laut. Ibrahim legt den Kopf schief und sieht dich vorwurfsvoll an. Ein Fehlurteil, denkt er, aber da kann man halt nix machen. Wie Allah will! Und Ibrahims Anhang denkt genau so.

Bwischascha wird am Nachmittag des gleichen Tages von geübten Händen zur eleganten Bibi gemacht. Gegen Hergabe eines der beiden kostbaren Teller. Und bald darauf zieht sie mit ihren Schätzen in die Hütte eines neuen Mannes, der, wie du ein wenig später erfährst, seit einiger Zeit schon geduldig auf dein Urteil gewartet hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.